15. Mai 2025

Ohne Schwierigkeiten könnte ich ein Bild nach dem anderen in den digitalen Abyssus einer Festplatte versenken, ohne es jemals auf einem Papier oder irgendeinem anderen physischen Träger konkret werden zu lassen. Die Bilder existieren als Datensätze, manchmal mehrere hundert Megabytes groß. Sie existieren auf kleinen oder auf großen Bildschirmen. Vor allen Dingen: sie existieren in meinem Gedächtnis.

Aber wie kommt das Bild vom Bildschirm aus dem Drucker und zwar so, dass der Druck nicht andere Farben aufweist, sondern mit denen auf dem Bildschirm identisch ist?

Es ist eine Wissenschaft für sich. Viele analoge Fotografen hatten und haben *ihren* Entwickler, der ihre Idee vom Bild umsetzt. Ein Virtuose der Dunkelkammer, vom Naturell so ganz anders als ein Fotograf: zurückgezogen in seinen Rotlichtbezirk, hantiert er mit säuerlich riechenden Flüssigkeiten und ist der erste, der sieht, was der Fotograf durch seine Kamera gesehen hat. Einer meiner Fotografielærer aus Frankreich war ein ehemaliger Entwickler. Matthieu hatte schon ein paar Jahre für die Agentur gearbeitet, als schließlich sein Chef sagte:

„So, und weil du eine gute Arbeit geleistet hast, darfst du jetzt auch ins Licht und draußen fotografieren. Vas-y!“

Warum soll das eine fürs andere qualifizieren?

Vor drei Monaten fing ich an, Fotolabore zu kontaktieren. Auch wenn ich wie ein Alleinunterhalter, der mit seiner Casio-Orgel eine komplette Hochzeitsgesellschaft bespaßt, mit einem anständigen

Drucker sämtliche Betriebsabläufe in die eigene Hand nehmen könnte, respektiere ich die bessere Arbeit der anderen.

In einer abonnierten Fotozeitschrift schaltet ein Berliner Fotolabor regelmäßig eine Annonce. Die beiden Betreiberinnen mit Kurzhaarfrisur schauen auffällig präsent und aufgeräumt aus. Das Selbstbewusstsein für ihre saubere Arbeit in der kreativen Hauptstadt steht ihnen ins Gesicht geschrieben.

Die eine hat die Hand auf die Schulter der anderen gelegt und trägt eine markante Hornbrille. Sie schaut eigentlich recht freundlich. Die andere blickt zu verschränkten Armen mit der gesuchten Ausdruckslosigkeit in die Kamera, die die etwas verbecherte deutsche Fotografie seit den großformatigen Portraits Thomas Ruffs so sehr liebt und imitiert. Ein Portrait soll vor allen Dingen ausdruckslos sein und uns immer wieder, immer noch etwas von der großen Entfremdung erzählen. Zum Schluss lernt der Betrachter nur etwas über die eigenen Projektionen, wenn uns diese Oberfläche so emotionslos abweist und auf uns selbst zurückwirft. Der Rest ist Kunst-LK.

Beide Damen tragen weiße Laborkittel zu weißem Hintergrund. Sie könnten Anästhesistinnen oder Chemikerinnen sein: ihre Objektivität liegt gerade in dieser ostentativen Unbestechlichkeit. *Wir sind vielleicht nicht die Freundlichsten, sagen sie, aber wir sind die Besten.*

Die Wirkung blieb nicht aus: Hier gehöre ich hin! dachte ich noch. Dort lasse ich drucken. Die werden's wissen. Die sind unvoreingenommen. Wo gibt es so etwas noch?

Die Ernüchterung folgt stante pede am Telefon. Wie herrlich berlinert die mit der Hornbrille! Wie wunderbar barsch ist diese Berliner Bilderbuchschnauze, die mich sofort duzt! Wie naiv bin ich, zu glauben, mit einem Druckauftrag für eine Ausstellung vorab eine Beratung erwarten zu können, welches Fine Art-Papier sich für den Druck eigne und dergleichen. Die Beratung sei Teil des Auftrages. Also: wie viel, in welcher Größe, mit oder ohne Expressaufschlag und wohin und bis wann?

Ich möchte noch immer daran glauben: Menschen, die so ausdruckslos gucken können, verfügen über eine große Expertise auf ihrem Gebiet. Als Zeichen ihrer Unbestechlichkeit schauen sie einfach unfreundlich drein, vor allen Dingen, um die Schwätzer abzuweisen. Ich bin zwar geschwätzig, aber ich will es ja auch ausdrücken, also bezahlen. Also: wo ist das Problem? Warum muss ich mich *vor* der Beratung schon entschieden haben?

In einer dem ergebnislosen Telefonat folgenden Mail schreibt die Frau mit der Hornbrille, wie leid ihr diese Entwicklung ihrer Branche täte. Wie sehr sie es bedauere, mir ohne Auftrag nicht weiterhelfen zu können. In der Mail siezt sie mich wieder. Es klingt ein bisschen wie von einer künstlichen Intelligenz formuliert, der sie nicht gesteckt hat, dass wir bereits per Du waren oder dass sie für etwas Lokalkolorit berlinern darf. Es klingt genauso so, wie die andere in der Annonce ausschaut. Und wenn ich einfach für die Beratung zahle? schreibe ich. Daraufhin schweigt es.

Also lasse ich wieder in Basel drucken. Dort, wo ich immer drucken lasse. Dort, wo ich das Papier berühren und eigenes Papier mitbringen kann. Wo die Besitzerin sagt: komm nicht am Freitag, denn am Freitag arbeite ich nicht.

Ihr Mitarbeiter kommt aus Paris, hat analog und digital gelernt und gibt erst Ruhe, wenn die Farben vom Bildschirm auf dem Papier sind. So täuschend echt, dass ich mich schon gewundert habe, warum sich die Maus nicht auf dem Papier bewegt.